

Zwischen Humboldt und Amerika

Rector Antonio Loprieno spricht sich für einen graduellen Wandel von einer rein staatlich zu einer von Stiftungen finanzierten Universität aus

Die Universität Basel hat im Jubiläumsjahr auch Weichen für die Zukunft gestellt. Wie diese aussehen könnte, führt Antonio Loprieno im Gespräch mit Walter Rüegg und dem in Basel lehrenden Medienwissenschaftler Klaus Neumann-Braun aus.

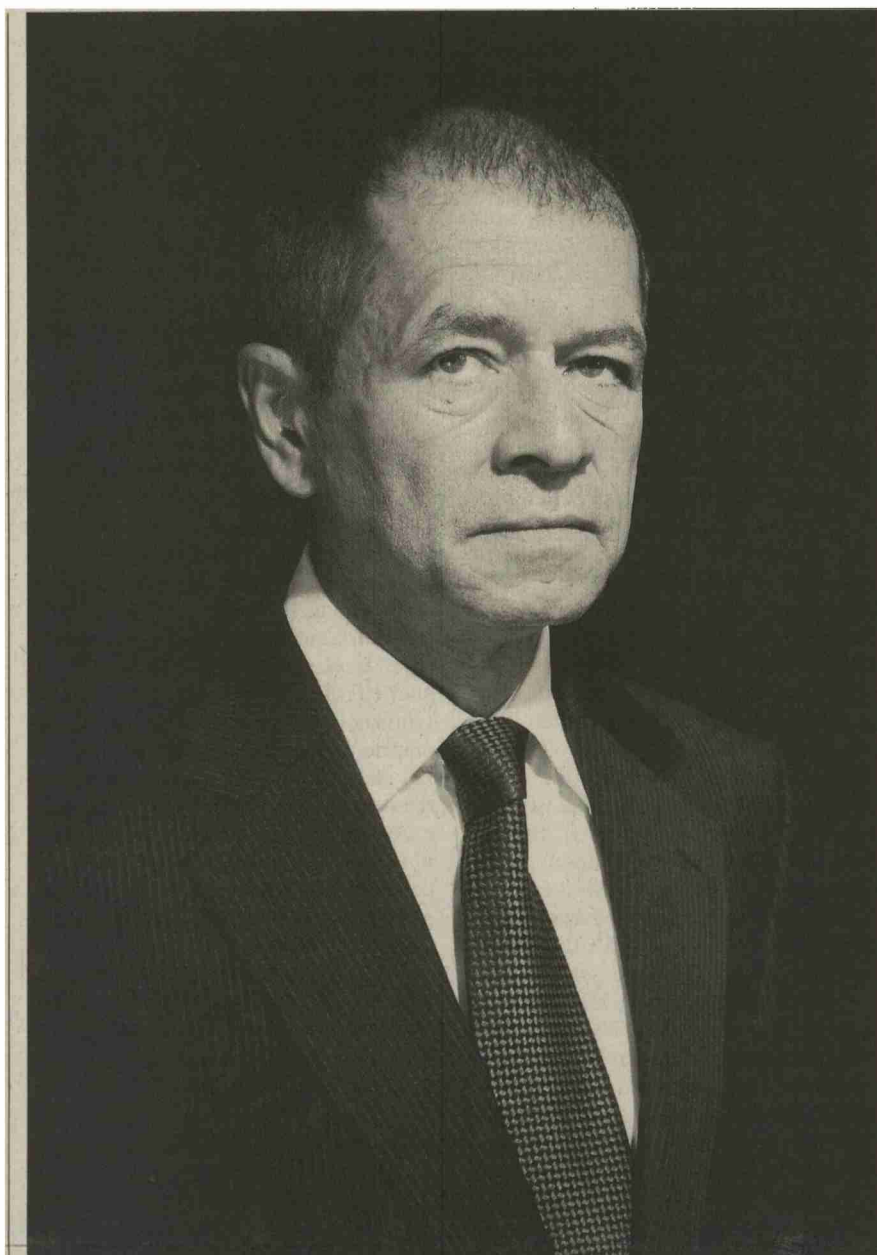
Herr Loprieno, was tut der Rektor in diesem Jahr der 550-Jahr-Feier?

Grundsätzlich versucht er, in den verschiedenen Events diejenigen Botschaften zu portieren, die sich die Universität für das Jubiläum vorgestellt hat. Das ist sozusagen ein globales Pensum für das Jahr. Praktisch ist also der Rektor eine Art Botschafter, der immer wieder eingesetzt wird, wenn man die Universität

«Die Definition universitärer Schwerpunkte ist komplex.»

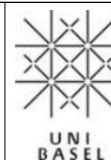
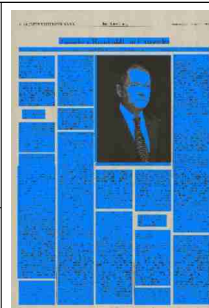
nicht in toto präsentieren kann. Es gibt in diesem Fall jemand, der diese symbolische Rolle übernehmen muss. In unserem Fall ist die Botschaft des Jubiläums verborgen in dem Motto «Wissen bewegt uns». Es geht wie in einem Oxymoron darum, dass man Geschichte benutzt, um Geschichte aufzuheben: Als kennzeichnendes Merkmal der Universität Basel soll die Dynamisierung des Wissens und nicht die Zelebrierung der Vergangenheit gelten.

Da haben Sie sicher auch Zeit gehabt, sich Gedanken über die Situation der Universität zu machen. Wo ist die Universität Basel stark? Wo muss sie noch stärker werden?



Antonio Loprieno will die Trägerschaft der Universität erweitern.

MARK NIEDERMANN



Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, weil alles sich letzten Endes um dieses Adjektiv «stark» dreht. Es ist ein Paradox, dass wir in der humboldtschen Universität eine Art intuitives Wissen hatten, was die Universität stark machte. Ich bin in Göttingen bis zur Habilitation als Ägyptologe aktiv gewesen: Die Universität Göttingen hatte ein solches Selbstverständnis als starke Universität – eine Mischung aus Geschichte und Gegenwart. Und jetzt sind wir in einer merkwürdigen Situation, bei der auf der einen Seite die Stärke einer Universität viel messbarer geworden ist, als sie früher war – etwa durch Rankings und ähnliche Indikatoren. Auf der anderen Seite ist aber die gesellschaftliche Erwartung, die sich hinter der Stärke einer Universität verbirgt, höchst differenziert geworden. Das ist übrigens auch der Grund, weshalb auch die Europäische Kommission jetzt Rankings willkommen heisst. In Europa wollen wir keine amerikanischen Rankings, aber wir wollen dennoch die Stärke einer Universität nach Indikatoren messen können. Die Europäische Kommission macht dies auch, damit man von Litauen bis Portugal sagen kann, unsere Universitäten sind gut! Aber es ist schon so, dass die Qualität einer post-humboldtischen Universität viel komplexer zu definieren ist. Ich kann Ihnen sagen, dass die Universität Basel eine Stärke erreicht hat, die wir nun nachhaltig gestalten müssen. Wir können noch stärker werden, aber wichtiger wäre es, sich als eine Forschungs- und zugleich Volluniversität zu verstehen. Vor 30 Jahren war der Begriff Volluniversität unproblematisch; jetzt ist alles viel komplexer geworden. Wir sind eine Universität, die in einigen Forschungsgebieten auf Weltenebene mithalten kann und die zudem versucht, eine beständige Volluniversität zu bleiben.

Das ist eine grosse Ambition, nicht zuletzt angesichts der Entwicklung von Internet, von anderen Lerntechniken. Die Stärke der Universität ist eine Stärke auf Widerruf. Und das hat zur Folge, dass der Aufwand, den sie betreiben muss, um selbst Profil zu entwickeln,

immer grösser und aufwendiger wird.

Ganz genau. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Nehmen wir die Fakultät X, die in einem bestimmten Bereich sehr forschungsstark ist und einen strategisch wichtigen Bereich abdeckt. Nun kann es sein, dass die Studierenden dieser Fakultät nicht etwa wegen dieses strategisch wichtigen, forschungsstarken Bereichs, sondern wegen eines populären, aber forschungsschwächeren Bereichs kommen. Man kann mit gleicher Rechtfertigung eine zusätzliche Professur im populären oder im strategisch wichtigen Bereich einrichten. Beides geht, aber nicht gleichzeitig; es muss von Fall zu Fall entschieden werden. Auch für Basel kann ich Ihnen keine allgemeingültige Antwort geben, ob wir eher in bestimmten Bereichen Weltspitze sein oder unseren Charakter als Volluniversität aufrechterhalten wollen; wir müssen von Fall zu Fall entscheiden, was im jeweiligen Kontext sinnvoll ist.

Wer entscheidet darüber?

In Basel entscheidet grundsätzlich alles, abgesehen vielleicht von der Ernennung von Assistenten, der Universitätsrat. Aber er entscheidet nicht aus dem hohlen Bauch. Das Rektorat ist das Organ, das alle Entscheidungen vorbereitet. Und im Normalfall folgt der Universitätsrat seinem Vorschlag.

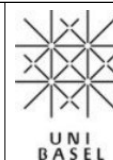
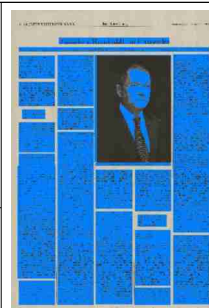
Damit ist dieses Gremium auch für die Strategie verantwortlich. Wie sieht diese Strategie nun aus?

Die gegenwärtige Strategie der Universität Basel gilt für die Jahre 2007 bis 2013. Sie spricht sich für die Aufrechterhaltung der Volluniversität und für Forschungsexzellenz in zwei Gebieten aus, die wir Profilierungsbereiche nennen: Life Sciences und Kultur. Als Rektor der Universität versuche ich, diese Strategie umzusetzen. Wenn Sie mich nun als wissenschaftspolitischen Intellektuellen fragen, so muss ich auch diese zwei Bereiche kritisch reflektieren. Ihre Problematik ergibt sich nämlich aus ihren zwei inhärenten Bedingungen. Das Problem von Life Sciences ist, dass in diesem Bereich das Erreichen von Forschungsexzellenz auf Weltniveau

enorm viel kostet. Ausserdem stehen wir leider Gottes nicht alleine da mit diesem Wunsch. Das heisst, Life Sciences ist unser strategischer Profilierungsbereich, aber keine «unique selling proposition» der Universität Basel. In Zürich gibt es zwei Institutionen, die mit uns sowohl kollaborieren als auch im Wettbewerb stehen (die Universität Zürich und die ETH Zürich, Anm. d. Red.), die auch sagen, die Life Sciences gehörten selbstverständlich zu ihrer Strategie. Bei der Kultur ist die Fragestellung etwas anders – aus entgegengesetzten Gründen, und zwar weil das Spektrum eines Profilierungsbereiches «Kultur» kaum präzise zu definieren ist. Das Problem ist hier nicht etwa die Kostenintensität, sondern die Unschärfe der strategischen Definition. Es ist dies jedoch eine Unschärfe, die durchaus gewollt ist und zum Begriff Kultur gehört. Sie sehen, wie komplex die Definition universitärer Schwerpunkte sein kann.

Reden wir noch von den Finanzen: Kann sich die heutige Trägerschaft die Universität noch leisten?

Ich glaube, dass die Erweiterung der Trägerschaft der Universität Basel ein Segen gewesen ist. Sie hat den aus universitärer Sicht historischen Fehler des Jahres 1833 korrigiert. (Ich glaube, dass die Kantonstrennung auch in globaler Hinsicht ein historischer Fehler war, aber das ist eine andere Geschichte. Nicht alle teilen diese Meinung, und das ist auch gut so. Für die Entwicklung unserer Universität aber war sie mit Sicherheit ein Fehler.) In puncto Trägerschaft müsste die Universität Basel auch eine nachhaltige Präsenz ausserhalb der politischen Trägerschaft anstreben, um den finanziellen Herausforderungen der nächsten Generation gerecht zu werden. Denn wenn wir uns die Entwicklung der Universität als Struktur anschauen, so müssen wir feststellen, dass in der Geschichte europäischer Universitäten der Anteil des Staates allmählich abnimmt. Auch die Universität Basel wäre deshalb gut beraten, wenn sie den Dialog mit der Öffentlichkeit,



unter anderem mit der Industrie, weiterverfolgen würde, gerade um die historisch abnehmende staatliche Präsenz zu ergänzen. Universitätsleitungen beschwerten sich häufig über die wenigen Mittel, die sie vom Staat bekommen. Aber die Basler Kantone tun wirklich Enormes für die Universität. In Zeiten der Krise haben sie unser Budget erhöht. Angesichts dieser Situation darf man nicht sagen, der Staat tue nicht genug; das ist einfach nicht verantwortlich. Unser Staat, unsere zwei Staaten tun, was sie können.

Das heisst, dass man auf den Weg einer Stiftung, einer Stiftungsuniversität, setzt. Dieser Weg ist in Amerika üblich. Sehen Sie Chancen für eine solche Konstellation auch in der Schweiz?

Ich sehe Chancen, das graduell zu verändern, aber nicht radikal; das hat mit unserer Kultur zu tun. Was natürlich nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass amerikanisch wirkende Signale auch in der Schweiz möglich sind. Vor zwei Jahren wurde eine Universität in der Schweiz, die nicht wegen ihrer Exzellenz in Physik bekannt war, mit einer Spende von 105 Millionen Franken für die Entwicklung der Nanowissenschaften beschert. Sie sehen, es ist möglich, aber es ist punktuell. Es ist auch schwierig, eine Politik mit einem gewissen «return on investment» zu formulieren. Wir müssen Bedingungen dafür schaffen. Das haben wir in diesem Jubiläumsjahr gemacht, indem wir eine Universitätsstiftung gegründet haben. Aber bevor wir die 25 Milliarden von Yale erreichen, wird es schon ein bisschen dauern. Perspektivisch aber steht durchaus dieses Modell am Horizont. Es wird uns dann erlauben – wenn die Rechnung aufgeht –, eine kleinere Beteiligung des Staates am Universitätswesen und deshalb eine höhere Unabhängigkeit zu erreichen. Wir sind Kinder des humboldtschen Kulturgutes und denken, dass eine staatliche Universität vollkommen unabhängig ist, während die ersten 500 000 Franken von der Industrie eine gewaltige Einmischung darstellen. Beides ist nicht der Fall.

Das wäre mit Blick auf die Zukunft ein grosser Wandel im Denken. Es dürfte für das Stiftungswesen sehr entscheidend sein, dass man nicht nur den Kontakt zu Institutionen, sondern auch zu Personen sucht. Würde dies auch ein Umdenken in der Praxis der Fund-Raising-Bemühungen bedeuten?

Wir brauchen eine Professionalisierung unserer Fund-Raising-Praxis. Dass ein Einzelner sich eines Tages entscheidet, der Universität 100 Millionen Franken zu schenken, lässt sich nicht voraussehen oder planen. Aber man kann die Bedingungen dafür schaffen, dass sich viele Persönlichkeiten bereit erklären, vielleicht eine halbe Million Franken zu «Der primäre Stakeholder der Universität ist nicht mehr der Staat, sondern die Gesellschaft.»

spenden. Und das ist es, was das amerikanische System stark macht. Nicht die einmalige Schenkung, sondern dieses Alumni-Wesen.

Dazu muss sich die Universität als Institution fast neu erfinden; in ihrem Verhältnis zur Wirtschaft, ihrer ganzen Art der Kommunikation.

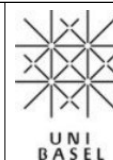
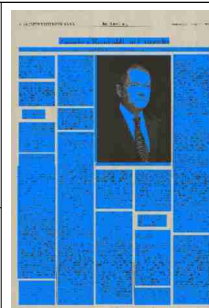
Genau. Ich spreche in diesem Zusammenhang von einer «Vergesellschaftung» der Universität. Vergesellschaftung in dem Sinne, dass der primäre Stakeholder der Universität nicht mehr der Staat ist, sondern die Gesellschaft in ihrer Vielfalt. Dabei spielt der Staat natürlich weiterhin eine zentrale Rolle, aber als eine wichtige Komponente der Gesellschaft, nicht als Monopolist. Das wäre das Modell für die Zukunft, insbesondere für ein Land wie die Schweiz, in dem der Staat vielfältig auftritt, etwa als Bund und als Kanton.

Gegenwärtig haben wir mit dem Bologna-System eine Studienstruktur, in der relativ junge Leute früh in die Universität kommen und schnell wieder hinausgehen. Es bleibt gar nicht genug Zeit, dass sich Studierende mit ihrer Universität tief identifizieren.

Für mich, der ich mich auch ein wenig als Vertreter des angelsächsischen Universitätsmodells verstehe, stellt sich die Lage folgendermassen dar: Wir haben in Europa eine Tradition, wonach der primäre Kanal der Identifizierung nicht die Institution, sondern die Disziplin ist. In Europa ist man primär ein Germanist, egal, ob in Zürich oder in Basel. In der angelsächsischen Tradition hingegen, in der die akademischen Institutionen in der Wahrnehmung viel präsenter sind, ist man primär ein Oxfordler und dann, was man studiert hat. Wir gedenken häufig nostalgisch der Vorteile der humboldtschen Universität, vergessen jedoch deren Nachteile, die auch thematisiert werden sollten. Ihr grösster Nachteil war eben die ungenügende Berücksichtigung der Marke Universität zugunsten des Primats der Disziplin. Das hatten die angelsächsischen Strukturen uns voraus. Bologna hat nun auch die kontinentalen Universitäten gezwungen, den Gesamtblick der Institution zu pflegen und in den Vordergrund zu rücken. Dass man Ägyptologe sein und vom ersten Semester bis zur Habilitation nur in der Ägyptologie verbringen konnte, ohne zu wissen, was die Universität insgesamt darstellte, ist jetzt auch wegen der Bologna-bedingten Sprengung der Identität zwischen Fach und Studiengang vorbei. Das führt zu einer Aufwertung der Universität als Ganzes und zu Identifizierungsmechanismen. Diese Entwicklung können verständlicherweise einige Kollegen nicht begrüssen. Für sie bleibt das Institut im Vordergrund. Aber das wird sich ändern.

Nochmals zu «Bologna»: Das Studium hat sich beschleunigt und verkürzt. Schaffen wir damit nicht das Gegenteil des Beabsichtigten, eine Transfunktionalität? Das steht der Idee der Identifikation und der Verwurzelung mit der eigenen Universität entgegen.

Das ist wahr. Das System tendiert jedoch, denke ich, zum Ausgleich. Denn wenn Sie sich nur auf den Bachelor-Abschluss beziehen, haben Sie womöglich recht. Aber letzten Endes wird dieser



Mangel durch die Idee des lebenslangen Lernens kompensiert. Das Problem ist, dass wir das Bologna-System noch sehr partiell durchgesetzt haben. Dieser Zwischenstand ist nicht befriedigend. Die zugrundeliegende Idee ist die, dass sich der Studierende mit der Institution identifiziert und durch verschiedene Studienabschlüsse und Sequenzen diese Verbindung immer wieder reaktivieren kann. Bei uns ist der Master immer noch primär eine nahtlose Fortsetzung des Bachelors, oft am gleichen Ort. Es werden jedoch vermehrt Master-Angebote entstehen, die auf Mobilität ausgerichtet sind und es deshalb ermöglichen, die Verwurzelung in der Universität zu einem späteren Stadium der akademischen Karriere zu intensivieren. Insofern ist Ihr Befund richtig, aber hoffentlich nicht dauerhaft.

Müsste man dazu nicht auch Beratungskonzepte für die Studierenden haben? Und damit eine adäquate Betreuung, die nur gelingen kann, wenn das Betreu-

ungsverhältnis Dozierender - Studierender wieder ins Lot kommt?

Wir müssen auch lernen, unsere Analyse der Betreuungsverhältnisse flexibler zu gestalten. Eine bessere Betreuung wird nicht einfach durch eine Erhöhung der Zahl ordentlicher Professoren erreicht. Auch da ist eine Evolution nötig. Man muss eine Professur auch als eine Lehreinheit betrachten, bei der auch durch die Erhöhung der Zahl der Assistierenden eine Verbesserung der Betreuung stattfindet. Es ist die Absicht der Universität Basel, insbesondere im Mittelbau und im Nachwuchs zu investieren. Im Rahmen des Möglichen versuchen wir Professuren auf der Ebene Assistenzprofessur mit «tenure track» zu besetzen, eher, als Ordinariate zu schaffen. Nicht etwa um zu sparen, denn nach drei Jahren sind die Kosten identisch, sondern im Sinne einer Verjüngung, einer Erweiterung und einer Flexibilisierung der akademischen Laufbahn.